

**Zeitschrift:** Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

**Band:** 15 (1973)

**Nachruf:** Totentafel

**Autor:** Metz, Peter / Breimi, Willy / Zeller, Konrad

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 22.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Totentafel

## In memoriam Jacob Bischofberger

In seiner unnachahmlichen Erzählungsweise, die stets an die heimelige Prosa Johann Peter Hebels erinnerte, berichtete Benedikt Hartmann im Jahrgang 1936 des «Bündnerischen Haushaltungs- und Familienbuches» Interessantes über die Buchdruckerkunst in Graubünden. Im Rahmen eines kurzen Artikels vermochte der Verfasser zwar nicht einen lückenlosen Einblick in alle Verästelungen des einheimischen Druckereigewerbes zu bieten. Aber er konnte doch aufzeigen, daß ein reiches Verlagswesen sich schon vor mehr als zweihundert Jahren in Bünden heimisch gemacht hatte und in ununterbrochener Folge zu Neugründungen von Druckereien führte, die das Bild einer kulturellen und politischen Vielfalt vermittelten. Namen eines Jakob Otto und Simon Benedikt tauchten aus dem Dunkel auf. Noch heute sind ihre Werke in kostbaren und begehrten Drucken greifbar. Diese ersten Churer Drucker fanden Nachfolge. Vom eigentlichen Verlagswesen erfolgten zwar immer wieder Verlagerungen zum Zeitungsbetrieb hin. Der Druck politischer Zeitungen bildete mitunter die vorherrschende verlegerische Tätigkeit des einheimischen Druckereigewerbes. Aber doch nicht die ausschließliche, und in Hartmann's Aufsatz wirkt besonders aufschlußreich, wie sehr immer wieder auch unter ungünstigen Voraussetzungen streng kaufmännisch kalkulierende Drucker sich den kulturellen Anliegen erschlossen und auf diese Weise das Ihre zur Förderung der kulturellen Bestrebungen beitrugen.

Mit Stolz konnte Hartmann unter diese kulturell wirkenden Drucker den Gründer der Offizin «Bischofberger, Bunzler und Hotzenköcherle», Jakob Bischofberger sen., einreihen. Seine Firma, gegründet 1902, erhob sich aus kleinen Anfängen sehr

rasch zu einem Unternehmen, dessen verlegerische Qualitätserzeugnisse sprichwörtlich wurden. Fast von der ersten Stunde an verschaffte sich das neue Unternehmen einen bemerkenswerten Rang und verfolgte dabei einen eigenwilligen Stil. Verlegt wurde damals in der jungen Offizin u. a. der weit populäre «Generalanzeiger», der mit dem Namen Georg Fiets verbunden war, eine Wochenzeitung, die gratis, als Anzeigebblatt, erschien und dank der volkstümlichen Feder des Redaktors von ungemeiner Popularität war. In der Folge wurde der «Generalanzeiger» vom «Bündnerischen Haushaltungs- und Familienbuch» abgelöst, das ab 1911 jährlich erschien und ebenfalls gratis in die Familien zu Stadt und Land abgegeben wurde. Dieses «Buch» war eine Hausschrift bester Art, in der sich der Verleger darum bemühte, wertvolles Kulturgut in lesbaren Aufsätzen zur Bereicherung des geistigen Lebens zu verbreiten. Es gelang ihm, während Jahren und Jahrzehnten sein Vorhaben nicht nur aufrecht zu erhalten, sondern auszubauen und auch drucktechnisch immer schöner zu gestalten. Vor allem aber verstand der Verleger, einen Kreis von Mitarbeitern um sich zu scharen, der seinem Periodikum inhaltlich ein einzigartiges Gepräge gab. Mit Recht durfte Benedikt Hartmann, der der Offizin Bischofberger durch sein ganzes tätiges Leben verbunden blieb, in seinem Beitrag aussprechen: «Wenn dann einmal nach hundert und mehr Jahren einer sich hinsetzt, um ein Kulturbildchen Graubündens der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu zeichnen, dann wird er, ab und zu lächelnd und doch nicht ohne Respekt, die so und so vielen Jahrgänge des Familienbuches durchblättern.»

Aber der Beitrag Benedikt Hartmanns war nicht nur der freudigen



Anteilnahme am geschäftlich erfolgreichen und kulturell aufgeschlossenen Wirken der Firma Bischofberger gewidmet, sondern mußte gleichzeitig Abschied nehmen von jenem Mann, der bis anhin ihr Träger gewesen. Denn am 20. Januar 1935 starb Jakob Bischofberger sen. in seinem 60. Lebensjahr, und Benedikt Hartmanns Aufsatz wurde damit zugleich zu einem Nekrolog für den allzufrüh Abberufenen.

In die Fußstapfen seines Vaters trat damals der 32jährige Sohn Jacob jun. und nahm die Freuden und Lasten eines schon ansehnlich großen Betriebes auf seine Schultern. Gebürtige Appenzeller, waren sowohl Vater als auch Sohn Bischofberger bei aller muntern Fröhlichkeit, die zum appenzellerischen Wesen gehört, von zugleich betonter, ja mitunter kantiger Beharrlichkeit in dem, was sie als richtig betrachteten. Es wäre deshalb nicht verwunderlich gewesen, wenn der dem Vater nachfolgende Sohn verlegerisch ganz andere Wege beschritten hätte. Doch war dies nicht der Fall. Jacob Bischofberger jun. pflog zwar einen eigenwilligen Geschäftsstil, der ihn u. a. dazu bewog, nichts an Befugnissen aus der Hand zu geben, was auch nur im Entferntesten noch den Aufgaben ei-

ner Geschäftsleitung zugerechnet werden konnte. Da er gezwungen war, die Führung der Firma in den ärgsten Krisenjahren zu übernehmen, fühlte er sich später stets an diese erinnert und handelte entsprechend auch unter völlig veränderten Voraussetzungen. Jede Anpassung an den vollzogenen Wandel war ihm zuwider. So kam es, daß Jacob Bischofberger jun. sich in einen pausenlosen Vierzehn- und Sechzehnstundentag schickte, um mit der Arbeitslast, die er sich aufbürdete, irgendwie fertig zu werden, fertig im Dienste seiner Kunden, deren gewissenhafteste Bedienung ihm Herzenssache war.

Aber nicht vom Geschäftsmann soll hier die Rede sein, sondern vom Freund aller geistigen Interessen. Jacob Bischofberger besaß ein waches Sensorium für alles Kulturelle. Musik und die darstellende Kunst fanden in ihm einen Kenner und Genießer. Nie brüstete er sich zwar mit seinem Wissen in diesen Dingen. Aber jedes Gespräch mit ihm enthüllte seine Aufgeschlossenheit im Geistigen. Sie zu bezeugen bildete für ihn aber auch schönstes geschäftliches Anliegen. Nicht nur daß er hierin seinem Vater folgte, verstand er es, sich noch vermehrt nach dem Kulturellen hin auszurichten. Das geliebte «Haushaltungs- und Familienbuch» mußte er zwar unter der Bürde der Papierrationierung des zweiten Weltkrieges aufgeben. Aber er zögerte keinen Augenblick, sofort nach Kriegsende, gestützt auf einen kleinen Kreis von Freunden, das «Bündner Jahrbuch» erscheinen zu lassen. Unentwegt hielt er diesem fortan die Treue, und mit lebendiger Anteilnahme verfolgte er die geistige Gestaltung des Werkes. Unbekümmert um geschäftliche Überlegungen, hielt er sich an einen schier unvernünftigen Preis und war lieber bereit, große jährliche Ausfälle auf sich zu nehmen, als seine treue Leserschaft von der Anschaffung des Jahrbuches durch einen vermeintlich zu hohen Preis abzuschrecken.

Ähnlich selbstlos zeigte er sich aber auch allen andern kulturellen Belangen gegenüber. Der Calven Verlag fand durch ihn ebenso Förderung und Unterstützung wie der Heimatschutz,

die Naturforschende Gesellschaft und die Romanen mit ihren wertvollen Kalendern. Was er überdies jahraus, jahrein für das Sängereswesen, die Turnsache usw. aufwendete, wird man ihm nie vergessen.

Seine Gesundheit, deren er nur so weit achtete, als daß sie ihm erlauben mußte, unentwegt, ohne sich je Ferien zu gönnen, auf dem Posten zu stehen, erwies sich mit zunehmendem Alter schwankend und zuletzt schwer gefährdet. Ein Herzleiden beschattete seinen Lebensabend. Wenn er es sich auch nie anmerken ließ, da sein freundliches, hilfsbereites Wesen einer ganz und gar positiven Lebenseinstellung entsprang, die keinen Pessimismus aufkommen ließ, so hatte er doch seine schweren, düsteren Stunden und dachte oft an sein Ende. Der frühe Tod seines Vaters hatte ihn lange darauf vorbereitet.

Und doch trug ihn seine zähe Appenzeller Natur gute zehn Jahre über die seinem Vater gewährte Lebensfrist hinaus. Am 14. Juni 1972 aber, mitten in der gewohnten vormittäglichen Arbeit, schlug das Schicksal zu und fällte ihn.

Die Redaktion des «Bündner Jahrbuches» verliert in ihm einen guten, treuen Freund, und alle kulturellen Institutionen, denen er diente, werden ihn noch lange schmerzlich vermissen. Das, was er schuf und mitgestaltete, aber bleibt lebendig und legt Zeugnis ab von seinem Wirken. Wenn ihn einsame Stunden an die Vergänglichkeit allen Wirkens mahn-ten, dann durfte er Zuversicht schöpfen in dem, was Benedikt Hartmann beim Abschied von seinem Vater schrieb: «Des Druckers Trost und Stolz mag sein, daß er sich selber überleben darf.» Peter Metz

## Abschied von einem Buchhändler

Erst als uns im Herbst vergangenen Jahres die Zeitung das Ableben Carl Gmürs meldete, wurde uns erneut bewußt, daß alt Chur in ihm eines seiner Originale besessen hatte. Carl Gmür war ein treuer Altstädler. In seinen beruflichen Anfängen versah er die einstige Buchhandlung Hitz am Martinsplatz, dort wo heute das Hotel City sich befindet. Aber das Schicksal verfuhr mit ihm recht ungnädig. In den vielen Jahrzehnten, da er seinem geliebten Buchhandel oblag, war er wiederholt genötigt, den Standort seiner Geschäfte zu wechseln. So verschlug es ihn für einige Jahrlein etwas abseits an die Reichsgasse und später, nach vorübergehender Rückkehr an den Martinsplatz, in die Obere Gasse, wo er denn freilich seine Bleibe fand.

Wie viele Generationen von Bücherfreunden mögen bei ihm aus- und eingegangen sein? Vor allem die Kantonschüler waren ihm treu verpflichtet. Er selbst strahlte, eingerahmt von den Bücherschäften, die sein Reich bildeten, und ungeachtet der Dunkel-

heit, die in seiner Ladenzelle meist herrschte, jene fröhliche Heiterkeit aus, die gutmütige Menschen wie ein Fluidum zu verbreiten pflegen. Dabei verfügte er über ein ausgezeichnetes Fachwissen. Er liebte seinen Beruf, kannte sich in ihm aus, las selbst viel und konnte gerade junge Menschen, die ihre ersten Gehversuche in der geistigen Welt des Buches unternahmen, gut und zuverlässig beraten.

Freilich erlaubte ihm die Gunst selten eine große und vielfältige Lagerhaltung. Er mußte sich meist an das Gangbare halten. Und wenn an ihn außergewöhnliche Zumutungen gestellt wurden, wenn treue Kunden ihm Sonderwünsche unterbreiteten, dann gab es mitunter bei der Befriedigung solcher Begehren bedenkliche Stokungen und Versager. Seine Bestellungen fanden beim Sortimentler oft kein Gehör. Er selbst bezichtigte in solchen Fällen mit entwaffnender Lebenswürdigkeit die allgewaltige Post steigender Unzuverlässigkeit oder den Ausläufer mangelnden Einsatzes.



Der erfahrene Kunde nahm solche Kritiken an der Ungunst der Zeit willig zur Kenntnis und trug dem besorgten Mann nichts nach. Denn sein wohlmeinendes Wesen verunmöglichte schlechterdings das Aufkommen eines Ärgers über ihn. Gegenteil kehrte man bei ihm selbst dann immer wieder zu, wenn man keinen konkreten Bücherkauf beabsichtigte, ganz einfach zu einem kleinen Schwatz, für den er stets zugänglich war. Es herrschte bei ihm nichts Hektisches und Gehetztes, seine Klause bildete gewissermaßen einen ruhenden Pol im Getriebe, an dem man beim Verweilen Erholung fand.

Er duldete es auch gerne, wenn man zum Zeitvertreib in seinen Bücherstapeln stöberte, ähnlich wie man dies in Antiquariaten zu tun pflegt. Dann konnte es etwa vorkommen, daß einem bei solchen Visitationen plötzlich irgend ein Bucherschatz in die Hände geriet, eine Rarität, die man ausgerechnet bei ihm zuletzt erwartet hätte. Die Freude über solche Entdeckungen und Entdeckungsmöglichkeiten half dem treuen Kunden über den einen oder andern Versager hinweg, der sich bei Bestellungen mit absoluter Sicherheit von Zeit zu Zeit einzustellen pflegte. Woher mochte der gute Mann solche Raritäten an Lager genommen haben? Wohl stammten sie von Rücknahmen. Denn auch hierin war er nicht kleinlich. Wer bei ihm bestellte

und dann doch nicht bezog, stieß stets auf seine Bereitschaft, das betreffende Werk anstandslos zurück zu nehmen. So blieb denn diese Rücknahme bei ihm liegen, bis ein anderer plötzlich durch den unerwarteten Fund beglückt wurde.

In den letzten Jahren seines Wirkens wurde es stiller und stiller um ihn. Noch sah man ihn pflichtbewußt und pünktlich seiner Arbeitsstätte zustreben, die stets qualmende Pfeife zur Hand und mit einem fröhlichen Lächeln jeden Gruß erwidern. Aber eine zunehmende Einsamkeit blieb ihm nicht erspart. Sein kleines

Geschäft an der Oberen Gasse wurde gewissermaßen zum Symbol einer Verlagerung der Kräfte: wer geschäftlich auf der Höhe bleiben wollte, verzog sich in den Bereich der Warenhäuser. Die Altstadt begann zu veröden. Bei Carl Gmür fanden sich nur noch die unentwegten, treuen Kunden ein, bis auch sie vom freundlichen Büchermann nicht mehr bedient werden konnten: wenigen Wochen der Unpäßlichkeit folgte ein langes Krankenlager, bis der Tod ihm Erlösung brachte. Die irdische Wallfahrt Carl Gmürs hatte mehr als 81 Jahre gewährt. Peter Metz

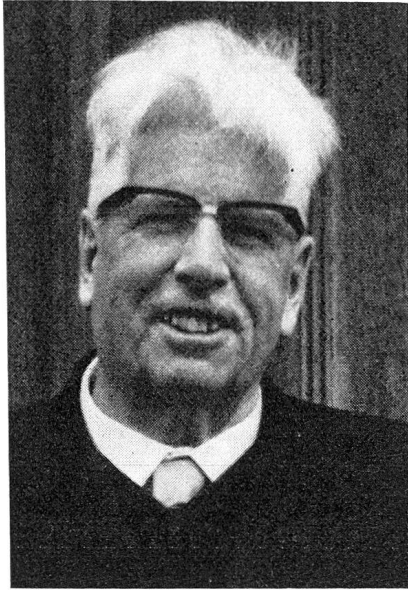
## Arthur Manuel Meyer

Der Dichter, Maler und Pfarrer Dr. Arthur Meyer, der seine künstlerischen Werke unter dem Namen *Arthur Manuel* der Öffentlichkeit übergab, ist kurz vor Jahresende 1971 unerwartet gestorben. Seit 1959 hat er den Kanton Graubünden sich als Heimat seiner letzten Jahrzehnte gewählt. Pfarrer war sein Hauptberuf. Aber er war trotzdem nicht «nebenbei» Künstler, sondern beides aus vollem Herzen. In seiner letzten Veröffentlichung («Vom ewigen Leuchten. Betrachtungen», Calven-Verlag, Chur) stellt sich uns diese Einheit unzweideutig vor Augen, wenn wir dort lesen: «Lieber sterben, als nicht mehr malen oder modellieren können! Hier geht es um Sein oder Nichtsein . . ., denn auch der Mensch ist zum Mitschöpfer Gottes berufen und erlebt so die große Gnade, daß der Schöpfer uns selbst an seiner Schöpfung teilnehmen läßt.» Diese Worte stehen in einer Betrachtung (über das Gebot: «Du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen»), die jede Götzenmacherei in Kontrast setzt zum echten Kunstschaffen. Von dem letztern sagt er: «Der Ursprung jedes Kunstwerks liegt im Dunkeln . . ., ja, ist dem Künstler selbst nicht bewußt . . . Er mußte es schaffen, um sich von dem Druck zu befreien, der auf ihm gelastet hat . . . Irgend ein Gotteserlebnis hat eine

Vorstellung in ihm geweckt», . . . «irgend eine Geste, über sich selbst hinauszudeuten und auf das Überirdische hinzudeuten.» «Das Sichtbare ist zeitlich» — so schließt jener Abschnitt Meyers — «das Unsichtbare aber ewig.» — Das ist die innere Einheit dieser Doppelberufung.

Er ist am 5. Mai 1894 in Thalwil geboren und wuchs bei seinen Eltern in Zürich auf, wo er die Schulen und später das Theologiestudium durchlief, das er 1919 abschloß. Es folgte eine ziemlich lange Wanderzeit, in der er teils als Pfarrvikar, teils als Journalist und Dichter arbeitete, mit längeren Stationen in England und Deutschland, auch mit einem zusätzlichen Germanistikstudium und mit Arbeiten in Psychologie; zeitweise in Berlin, zeitweise wieder im Elternhaus. «Krisenzeit», wie er selbst jene Jahre nannte. 1926 legte er unerwartet einen ersten dichterischen Ertrag jener Jahre vor die Öffentlichkeit, betitelt «Fünfzehn geistliche Lieder».

1932 folgt ein Roman «Insel Lichter» (Pseudonym: (Uhlenkamp)). Es schließt sich an eine beträchtliche Zahl erzählender, dramatischer und reflektierender Werke, z. T. mit biblischen Motiven. 1935—1959 arbeitete er als Pfarrer in der zürcherischen Landgemeinde Russikon, wo 1952 neben dem Dichter plötzlich der



Maler in ihm erwachte. Als Dichter-Pfarrer beginnend, hat er sein Leben seither als Maler-Pfarrer weiter geführt, insbesondere seit er sich nach seiner Pensionierung in Jenaz niederließ und schließlich noch für 7 Jahre von Zizers aus wirkte. Als Wanderer, wie er es immer war, hat ihn der Tod überrascht auf einem Marsch nach Chur am 29. Dezember 1971.

Eine meiner frühesten Erinnerungen an Arthur Meyer reicht in seine Gymnasiastenzzeit in Zürich zurück. Ich höre ihn noch bei einer Schulfeier vor einer großen Versammlung C. F. Meyers Gedicht «Venedigs erster Tag» rezitieren. Wie er die Anfangszeile sprach: «Eine glückgefüllte Gondel gleitet auf dem Canal grande . . .», kam er mir mit diesen strahlenden Worten auf seinen leise lächelnden Lippen selber wie eine glückgefüllte Gondel vor. Etwas später begegnete ich ihm im Brausestadium des jungen Disputierers, dem alles bürgerlich Gedämpfte so schrecklich war, daß er sein Urteil in den Ruf zusammenfaßte: «O diese Trauerhäuser!» Mit Hutten empfand er, es sei «eine Lust, zu leben!»; mit dem von ihm bewunderten Meyerschen Hutten bekannte er, «ich bin kein ausgeklügelte Buch. / Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch».

Über sein Schaffen als Maler geben wir hier einem seiner Künstlerfreunde

das Wort: «Arthur Meyer pflegte gerne Umgang mit Künstlern, besonders den Malern war er zugetan. Eng verbunden war er mit August Aeppli, Paul Welti, Albert und Melanie Rüegg-Leuthold u. a. m. — (Auch Werner Kunz wäre zu nennen). — Es ist daher nicht verwunderlich, wenn er im reiferen Alter zum Pinsel griff und sich in einer alten Scheune behelfsmäßig einrichtete. Seine Malerei wurde ihm in der Folge zu einem drängenden Anliegen. Sein Interesse galt vorwiegend der landschaftlichen Umwelt Graubündens und der ihm vertrauten Nordseeküste, deren Eindrücke er unermüdlich auf seine Leinwand zu bannen suchte. Er tat dies auf seine Art, tastend im Umriß, locker im Aufbau, dynamisch und licht im Farbauftrag. Seine besten Werke äußern dichterischen Gehalt von asiatischer Schlichtheit. Seine Bilder zeigte er in Kunstgalerien, wo ihn ein zustimmendes Echo seitens der Presse und der Besucher erfreute.» — (W. F. K.) —

Wir schließen hier mit ein paar Zeilen aus einem Gedicht Arthur Manuels, «Wolken», das er 1954 erstmals veröffentlichte (in: «Das lichte Jahr», Ähren Verlag, Affoltern a. A.) und später erweiterte. Ein echtes Selbstporträt.

Wolken meine lieben Wandrer  
Und Begleiter meiner Fahrt,  
Jeden Tag bin ich ein anderer  
Wie auch ihr von anderer Art.

Später fügt er bei:

Und selbst wenn zu Panzertürmen  
In Gewittern ihr erstarrt,  
Ahn ich doch in allen Stürmen  
Eines Geistes Gegenwart . . .

Eure Füße sind die Winde,  
Eure Brust füllt Schöpfergeist  
Und der Erde alte Rinde  
Wäre ohne euch vereist.

Willy Bremi

## Otto Wilhelm Jenny

Es war zur Zeit des zweiten Weltkrieges, daß Pfarrer W. Jenny sich in der Bündner Kantonsbibliothek mit Studien zur Predigtgeschichte von Chur befaßte. Dabei stieß er auf ein Manuskript mit Predigten über Lukas 11—13 aus den Jahren 1545 und 1546. Der Verfasser war nicht angegeben, und die Bibliothek hatte den Band unter dem Namen Georg Saluz (Antistes der Bündner Kirche im Anfang des 17. Jahrhunderts) eingereiht. Jenny erkannte aber, daß das nicht der Verfasser sein konnte, und es gelang ihm durch Schrift- und Stilvergleichung, den Churer Reformator Johannes Comander als den Autor dieses Manuskriptes zu ermitteln. Das war eine außerordentlich wertvolle Entdeckung, denn nun erst war es möglich, sich vom Wesen dieses Mannes, von dem bisher lediglich eine Anzahl von Briefen bekannt war, auf Grund eines ganzen Predigtjahrgangs ein klares Bild zu machen.



Jenny hat sich nach dem bedeutsamen Fund bis an sein Lebensende, d. h. 30 Jahre lang, mit dem Bündner Reformator einläßlich befaßt und

das Ergebnis seiner Arbeit in zwei umfangreichen Werken niedergelegt. Zuerst in dem Buch «Der Hirte — Eine Darstellung der Gestalt und Verkündigung des bündnerischen Reformators Comander» und sodann in dem zweibändigen Werk «Johannes Comander. Lebensgeschichte des Reformators der Stadt Chur», eine Veröffentlichung, die ihm zum breit angelegten Gemälde der geistigen und politischen Umwelt dieses Mannes angewachsen ist, ein imposantes Lebenswerk, auf dem die Bündner Reformationsgeschichte nun weiter bauen kann.

Otto Wilhelm Jenny ist am 15. April 1897 im Pfarrhaus Wintersingen (Baselland) geboren. 1904 wurde sein Vater nach Stäfa gewählt, und Wili besuchte hier die Volksschule und anschließend das Gymnasium in Zürich. Nach der Maturität studierte er Theologie. 1921/22 war er Vikar von Direktor Rudolf Grob an der Schweizerischen Anstalt für Epileptische in Zürich. Seine erste Pfarrgemeinde war Stein im Toggenburg, von wo aus er 1927 nach Chur gewählt wurde. Nach 35jährigem Wirken trat er 1962 in den Ruhestand und zog sich nach Schaffhausen zurück, siedelte aber schon bald wieder nach Chur über, wo er am 16. November 1971 starb.

Man wird wohl sagen können, einer der grundlegenden Züge in Jennys Wesen sei ein tiefer Ernst gewesen, der weder vergrämt noch provozierend gewirkt hat, sondern einfach still und unentwegt vorhanden war und neben dem auch ein liebenswürdiger Humor Platz hatte. Dazu kam eine hoch entwickelte Empfänglichkeit für intellektuelle und künstlerische Werte und eine ausgesprochene geistige Selbständigkeit. So steht er vor uns als eine schwerblütige, feinfühlende Natur, welcher mehr konservative Beharrlichkeit und die Fähigkeit, sich gründlich in etwas versenken zu können, eigen waren als rasche Beweglichkeit und ungenierte Kontaktfähigkeit. Eine Gestalt, der zwar nicht die spontane Sympathie des breiten Publikums gehörte, wohl aber dessen Achtung und vor allem die Liebe einer nicht unbeträchtlichen Gemeinde.

Der stille Ernst, der wohl schon in seiner Natur angelegt war, wurde durch den Tod der geliebten Mutter, den der Zehnjährige erleben mußte, und durch die Verantwortung, die er als Ältester eines großen Geschwisterkreises empfand, vertieft.

Von großer Bedeutung für seine Entwicklung war das Studium der Theologie. Hier zeigte sich deutlich seine ausgeprägte Selbständigkeit nun darin, daß er es nicht einfach im Kreise seiner Kameraden in der heimatischen Universität durchlief und auf die damals anerkannten Meister schwor, sondern seine Ausbildung an einer ganzen Reihe von Universitäten holte. Schon daß er zuerst eine welsche Hochschule aufsuchte (Genf), war ungewöhnlich und noch mehr, daß er nach dem ersten Examen an drei ausländischen Universitäten studierte. Er hat sich eben nicht von dem, was gerade an der Tagesordnung war, mitnehmen lassen, sondern ist seinen eigenen Weg gegangen. Ihm mißfiel der ständige Wechsel der theologischen Meinungen, und er suchte einen überzeitlichen Glauben, den er in der Bibel, bei den Kirchenvätern und Reformatoren und etwa bei einigen Einzelgängern wie J. G. Hamann fand. Diesem Glauben ist er dann auch treu geblieben, unbekümmert um das, was gerade als modern gerühmt oder als altmodisch gescholten wurde. Er wollte nicht ein Mitläufer des Zeitgeistes, sondern ein Diener der ewigen Wahrheit sein.

Die gleiche Selbständigkeit hat sich auch in seinem künstlerischen Urteil gezeigt, vor allem in seiner ausgesprochenen Vorliebe für die romanische Baukunst, die vor 50 Jahren noch so wenig geschätzt wurde, daß man ihr eindrucklichstes Denkmal in der Schweiz, die Abteikirche von Payerne, im ersten Weltkrieg noch als Pferdestall benützte. Ihn aber hat der großartige erhabene Ernst der Romanik im Innersten seines Wesens ergriffen, und er hat als junger Pfarrer auf Ferienreisen in Frankreich — meist per Rad und über Hunderte von Kilometern — die Zeugen jener Zeit aufgesucht.

Von großer Bedeutung für Jenny wurde seine erste Anstellung als Vi-

kar von Direktor Grob. Damit setzte er sich einer geistigen Bewegung aus, die nicht nur konservativ den Glauben der calvinischen Theologie erhalten wollte, sondern sich aktiv für eine zu erneuernde reformierte Kirche einsetzte. Mit dem Drang nach Verwirklichung und Gestaltung war ein Bedürfnis seines eigenen Wesens angesprochen, das bei ihm immer vorhanden war und sich auch auf einem andern, ganz entlegenen Feld bis in die letzten Tage seines Lebens zeigte: Schon in seinem Toggenburger Ferienhaus und dann wieder bei seinem Ruhesitz in Chur hat er eine abschüssige Grashalde durch unermüdete Kultivierung in Gartenland verwandelt. Das war derselbe Drang nach Verwirklichung und Gestaltung, der ihn bei Rudolf Grob den Ruf nach Erneuerung der Kirche hören und in sich aufnehmen ließ. Und die mühsame, fast unmögliche Aufgabe, die «Grashalde» unserer Kirche zu einem Garten umzugestalten, ist bei ihm lebendig geblieben, auch als jener, der dieses Feuer in ihm entfacht hatte, politische Ansichten vertrat, die er nicht teilen konnte.

Die erste Erprobung seines Strebens nach einer Erneuerung der Kirche bot ihm die Pfarrei Stein; und seine junge Frau, Ruth von Lerber, die ihm im Lauf der Jahre neun Kinder geschenkt hat, war ihm dabei ermunternde, tatkräftige Gehilfin. Im Jahre 1927 kam dann mit der Wahl nach Chur die Berufung in seine eigentliche Lebensarbeit. W. Jenny machte sie sich nicht leicht, und man hat sie ihm auch nicht leicht gemacht, denn er hat sie im Sinne der reformatorischen Glaubenserneuerung aufgefaßt. Das Zentrum seiner Aufgabe war ihm die Predigt. Er hat in den vielen Jahren keine einzige gehalten, die er nicht sorgfältig vorbereitet und schriftlich niedergelegt hätte. Sein Ehrgeiz war es dabei nicht, als glänzender Kanzelredner zu gelten. Er wollte vielmehr nur die göttliche Botschaft so genau und eindrucklich als möglich verkünden. Er hat deshalb auch als Text seiner Antrittspredigt auf der Kanzel Comanders das Wort des Paulus gewählt: «Wir sind Botschafter an Christi

Statt.» Um diese Botschaft auszurichten, gebrauchte er eine Sprache, die nie salopp, aber auch nie konventionell und steif war, sondern immer im besten Sinne gewählt und gepflegt, ohne Prunk und Künstlichkeit, natürlich und verständlich. Auch sprach er in einer Haltung, welche seine Hörer die Größe seines Auftrags fühlen ließ.

Daneben war er der Hirte der Gemeinde, der sich um alle und alles kümmerte. Auch in den Fragen der Organisation und der Führung ließ er den Dingen nie einfach den Lauf. Daß er sich damit nicht nur Freunde machte und auch theologisch unbequem wurde, ist wohl selbstverständlich.

Eine seiner schwersten Lasten war die ungebührlich große Zahl der Religionsstunden in der Schule. Je und je drückte ihn auch das Gefühl, man betrachte ihn als unwillkommenen Fremdling, so daß er eine Zeitlang danach strebte, eine Stelle im Unterland anzunehmen. Doch wurde ihm schließlich klar, daß er seiner Schwerblütigkeit auch an einem andern Ort nicht entfliehen könne. Die Tatsache, daß die Wahl von Pfarrer W. Middendorp nach Chur (1948) ihm in verschiedener Beziehung wesentliche Erleichterung brachte, gab ihm dann den Mut, in seiner Stellung auszuhalten, und er durfte es schließlich erleben, daß sein würdiger Ernst und seine Grundsätzlichkeit immer mehr nicht nur verstanden, sondern als das empfunden wurden, was sie tatsächlich waren, nämlich die Eigenschaften einer imponierenden Persönlichkeit. So kam es, daß er sich nach seinem Rücktritt zwar zunächst von dem Ort seiner Wirksamkeit distanzierte, dann aber wieder nach Chur als seiner eigentlichen Heimat zurückkehrte.

Hier konnte er auch besser als an irgendeinem andern Ort sein literarisches Lebenswerk, die Arbeit an Comander, vollenden, die ihn seit der Entdeckung jenes Manuskriptes zunächst neben dem Pfarramt und dann in den zehn Jahren seines Ruhestandes ununterbrochen beschäftigt hat.

Die Bedeutung und Eigenart dieses Werkes hat unmittelbar nach dem Erscheinen des ersten Bandes («Der

Hirte») 1945 der für die Bündner Kulturgeschichte hoch verdiente Benedikt Hartmann in einer Rezension folgendermaßen zum Ausdruck gebracht:

«Das Nächstliegende nach der Entdeckung der Comanderpredigten und wohl auch das Bequemste für Jenny wäre gewesen, die Predigten tale quale mit den nötigen Kürzungen und wissenschaftlichen Anmerkungen zu veröffentlichen. Sein Ansehen unter den Reformationshistorikern wäre damit gesichert gewesen. Aber nun kommt das Aufsehererregende an diesem Buche Jennys. Er widerstand dem rein wissenschaftlichen Ehrgeiz. Ihm war das evangelische Erlebnis an Comanders Predigten so groß und überwältigend geworden, daß er sich entschloß, mit der Herausgabe wenn irgend möglich in die heutige Christengemeinde hinein zu reden. Nicht

ein historisches Denkmal wollte er errichten, sondern diese echt und unanfechtbar reformatorische Botschaft Comanders weitergeben. Und wir dürfen sagen, daß ihm dies bei denjenigen, die noch die Geduld aufbringen, ein umfangreiches Buch dieser Art in sich aufzunehmen, gelungen ist, nicht selten in geradezu erschütternder Weise.»

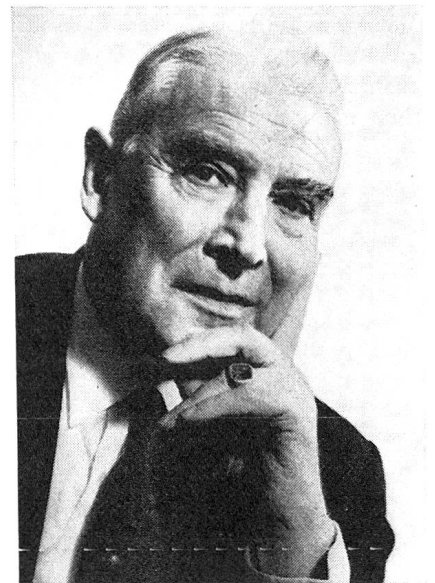
Ähnliches ist von der Comanderbiographie zu sagen. Sie ist zwar mit größter wissenschaftlicher Sorgfalt geschrieben. Alles ist belegt, und keine der interessanten und einleuchtenden Vermutungen wird als bewiesene Tatsache ausgegeben. Aber auch hier gilt Hartmanns Urteil «Jenny widerstand dem rein wissenschaftlichen Ehrgeiz», weil er, wie er selber im Vorwort schreibt, ein «Lesebuch für die Gemeinde» schaffen wollte.

Konrad Zeller

## Minister Dr. Peter Vieli

Für seine zahlreichen Freunde ist zum Heimgang von Peter Vieli viel in wenigen Worten zu sagen: er war ein vorbildlicher Ehegatte, Vater und Freund. Peter Vieli liebte über alles die Seinen, die Arbeit, sein Bündnerland und die Schweiz.

Mögen folgende Daten mehr Einblick in sein überaus reiches und erfülltes Leben geben: Der am 17. Mai 1890 in Chur geborene Bündner hat nach Abschluß seiner juristischen Studien eine Tätigkeit als Anwalt in Chur ausgeübt und sich anschließend im Bankwesen in Genf weitergebildet. Darauf trat er in die Dienste des Eidgenössischen Politischen Departementes in Bern. Seine erste Auslandsaufgabe führte ihn nach Köln. Die nächste Etappe war für ihn Rom. Auch von dort sandte er regelmäßig seine politischen und wirtschaftlichen Berichte nach Bern, die offenbar Aufsehen erregten. Denn als in der Folge der großen Weltwirtschaftskrise der Bundesrat den damaligen Minister Dr. Stucki mit den äußerst schwierigen internationalen Verhandlungen betraute, die den Import der Schweiz



in den Dienst des Exportes stellten, bat Minister Stucki den Bundesrat, ihm den jungen Legationssekretär aus Rom zuzuteilen. Unter Beförderung zum Legationsrat wurde Dr. Peter Vieli 1931 vom Politischen Departement in Bern dem Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartement zugeteilt.

Dr. Vieli schloß in Budapest den ersten Clearingvertrag mit Ungarn ab, dem bald eine Reihe weiterer solcher Verträge folgte. Seine erfolgreiche Tätigkeit auf diesem für die Schweiz so wichtigen Gebiete brachte Dr. Vieli im Jahre 1937 den Ruf der Schweizerischen Kreditanstalt ein, in die Generaldirektion der Bank einzutreten.

Im schweren Kriegsjahre 1943, als die Schweiz völlig eingekreist war, bat der Bundesrat die Schweizerische Kreditanstalt, das Mitglied der Generaldirektion, Dr. Peter Vieli, zeitweise zu beurlauben, um die Eidgenossenschaft in Rom als schweizerischer Minister zu vertreten. Als letzter beim damaligen König von Italien akkreditierter Schweizer Minister hatte Dr. Vieli eine sehr schwere und heikle Aufgabe zu erfüllen, wozu auch die Betreuung der großen Schweizer Kolonie in Italien gehörte. Erst als die verfassungsgemäße Ordnung Italiens sich im weiteren Verlaufe des Krieges völlig auflöste, kehrte Dr. Vieli mit seiner Familie in die Schweiz zurück, wo er seine Tätigkeit bei der Kreditanstalt wieder aufnahm. Diese dauerte bis zur Erreichung der Altersgrenze.

Wegen seiner noch ungebrochenen Arbeitskraft übernahm er auf Ersuchen von Freunden im Jahre 1956 das Präsidium der Handelsbank in Zürich, wo er sich wiederum mit vollem Einsatz bis zu seinem Rücktritt im Jahre 1965 betätigte.

Nach dem letzten Weltkriege trat Dr. Vieli auf Wunsch der Alliierten in den Aufsichtsrat der Farbwerke Höchst AG ein. Diese Firma war aus der früheren IG-Farben AG entstanden, die auf Befehl der Alliierten nach dem Kriege entflechtet worden war und in die drei Firmen Bayer, BASF und Höchst aufgeteilt wurde.

Außerdem wirkte Dr. Vieli als Mitglied des Verwaltungsrates des Banco di Roma per la Svizzera in Lugano.

In all diesen Gremien konnte Dr. Vieli seine internationalen Erfahrungen jahrelang zur Geltung bringen. Erwähnt sei noch abschließend seine Tätigkeit als Verhandlungsleiter der Schweiz bei den schwierigen Auseinandersetzungen in London über die deutschen Vorkriegsschulden.

Ein Herzleiden, das ihm schon seit längerer Zeit immer wieder schwer zu schaffen machte, zwang ihn in den letzten Jahren zu mehreren Spitalaufenthalten. Doch jedesmal gelang es ärztlicher Kunst, vor allem aber der hingebenden und aufopfernden Pflege seiner Gattin und seiner robusten Bündner Zähigkeit, diese Krisen zu überwinden. Mit großer Tapferkeit und der Abgeklärtheit des gläubigen Menschen hat er seine Krankheit ertragen.

Seine letzten Lebensjahre verbrachte er teils in seinem Heim in Küsnacht, teils in seinem schönen alten Haus in Châteauneuf-de-Grasse in Südfrankreich, wo er mit der Bevölkerung die-

ses kleinen Dorfes sehr rasch einen herzlichen Kontakt fand. Seine größte Freude war es aber, von seinen sieben Enkeln umgeben zu sein, deren fröhliche Liebe er in vollen Zügen genoß.

Am Auffahrtstag, nachdem er noch mit seiner Gattin Pläne für die nähere Zukunft geschmiedet hatte, raffte ihn ein plötzlicher heftiger Herzanfall in wenigen Stunden dahin.

Peter Vieli hat ein reiches, volles Leben gelebt. Er hat ein tief gläubiges Leben gelebt. Er hat sich immer voll und ganz gegeben. Seine Güte gegen seine Mitmenschen, seine Fürsorge für die Seinen haben aber auch ihn reich gemacht. Alle haben ihn einfach geliebt. H. J. Post

## Redaktor Dr. Andreas Brügger

Wer sich im Laufe von nicht weniger als vier aufwühlenden Dezenen als Zeitungsschreiber an die Öffentlichkeit gewandt und sich mit ihr Tag für Tag auseinandergesetzt hat, verdient es fürwahr, von ihr über den Tod hinaus gewürdigt zu werden. Wenn man überdies bedenkt, wie der Redaktor einer Tageszeitung, oft auf sich allein angewiesen, seinen Arbeitstag auszufüllen hat, um allen Verpflichtungen des Berufes und allen Anforderungen des eigenen Gewissens genügen zu können, sind Tiefe und Breite der Leistung von Dr. Andreas Brügger, der uns am 16. August 1972 verlassen hat, leicht zu ermessen. Dr. Brügger hat dieses Werk ergänzt mit stiller, aber wirksamer Tätigkeit in manchem Bereich außerhalb seiner eigentlichen Stellung im Beruf: Er hat dem Churer Stadtrat und dessen Ausschuß, der Leitung der städtischen und kantonalen Konservativen Volkspartei, der kantonalen Erziehungskommission, dem Stiftungsrat des Kantospitals und dem Vorstand des Vereins der Schweizer Presse angehört. Mehr als die Enumeration dieser Tätigkeiten besagt dem Zeitgenossen ihr Ziel. Andreas Brügger hat es weder bei kleinen noch bei großen Verrichtungen aus den Augen verloren. Diese



Feststellung läßt sich — alles in allem — unschwer belegen. Der Journalist kann die Spuren seiner Arbeit weder nachträglich korrigieren noch verwischen.

Bereits im Jahre 1929, im Alter von 27 Jahren, trat Dr. Brügger, gründlich vorbereitet an den Gymnasien von Einsiedeln und unserer Kantonsschule (der er in kaum zu überbietender Treue auch in späteren Zeiten immer wieder gedient hat) sowie an den Hochschulen von Freiburg i. Ue., Berlin und Bern, in die



Redaktion des Bündner Tagblattes ein. Vorbereitet hatten ihn für diesen Beruf auch die Erfahrungen und Interessen der Familie, insbesondere auch die Tätigkeit des Vaters Dr. Friedrich Brügger: Politiker, Staatsanwalt, Publizist und Offizier. Solchen Aufgaben haben sich Vater und Sohn von Chur aus mit gleicher Hingabe und Überzeugung gewidmet. Auch Andreas hat durchgehalten. Dieses Durchhalten fällt dem Stillen nicht leichter als dem Vordermann, dem mehr Gebärden und Aktionen zur Verfügung stehen. Dies festzuhalten erscheint gerade bei der Betrachtung der Person von Andreas Brügger in seiner Zeit und bei seinen Fähigkeiten als gegeben und notwendig, damit der Leser — ein Republikaner — nicht vergesse, daß die bleibenden Werte dieses Lebens mehr von den Absichten ihrer Urheber abhängen als von den Formen ihrer äußeren Erscheinung.

Welche Zeiten hat Dr. Andreas Brügger als Zeitungsmann, also als Beobachter und Beurteiler, erlebt? Die politischen Erwidern auf den ersten Weltkrieg, der politische und soziale Folgen über das Jahr 1918 hinaus zeitigte und die späteren Ereignisse namentlich in Deutschland — einem wesentlichen Bestandteil Europas — im voraus prägte. Sieger und Besiegte — das böse Paar menschlicher Urteile. Und dann die Wirtschaftskrise, die das soziale Gewissen der Einsichtigen wecken mußte bis in die kleinsten Gemeinschaften eines kleinen Landes, das am Völkermord nicht hatte teilnehmen müssen. Es war aber auch die Epoche der geistigen Bewährung unseres Landes im Blick auf die politischen Entwicklungen im Norden. Wer sie nicht erlebt hat, dem stehen in unseren Tagen auf historischer und literarischer Grundlage Quellen in unendlicher Zahl zur Verfügung.

In dieser Zeit hat unsere Presse fast ohne Ausnahme ihres Wächteramtes mit Auszeichnung gewaltet. Auch die kleine Provinzpresse, die dem Leser so nahe steht und mit ihm ein vertrautes, vertrauenswürdiges Gespräch zu führen in der Lage ist. Hier finden wir Dr. Brügger mit seiner klaren

und festen Haltung, die nicht stur fixiert ist für alle Ewigkeiten, die aber durch andauernde kritische Prüfung zusammengehalten wird wider jede billige Versuchung, dem Erfolg des Augenblicks nachzugeben. Ihm darf einmal ohne Übertreibung und mit gutem Gewissen attestiert werden, was einen Menschen, gleichgültig welcher Abstammung, welcher politischen Richtung und welchen Berufes, auszeichnet: Das Bestreben, den Mitmenschen in allen Situationen zu verstehen; der Entschluß, ethisch trotz allem oben zu bleiben und seinen Platz in der Gemeinschaft denkend, verstehend und beitragend auszufüllen. Als Christ, als Berufsmann, als Politiker, als Mensch. Von der «geistigen Wertskala» war noch im Abschiedsbrief von Dr. Brügger vom Juli 1969 an seine Leser die Rede, also im kleinen, bescheidenen Testament jenes Mannes, der sich weder durch die aufreibende Tätigkeit in der Redaktionsstube noch durch die Forderungen der Tagespolitik aus dem Interessenbereich von Geist und Kultur mit allen ihren unentbehrlichen Beziehungen zur Gemeinschaft schlechthin hatte verdrängen lassen. Er hat einem Gesamten gedient. Ich kann seine Persönlichkeit nicht besser umschreiben, weder auf Grund der mir zugänglichen Belege noch im

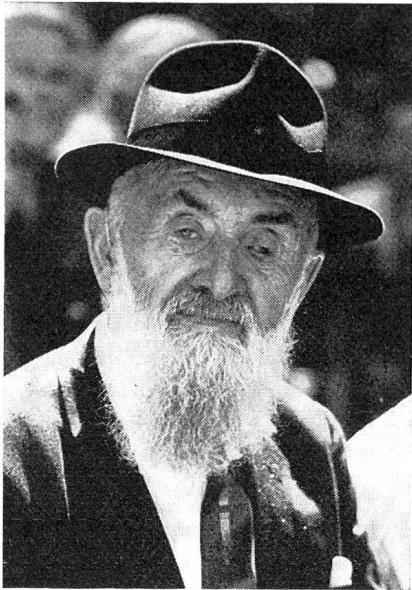
Blick auf unsere persönlichen Beziehungen.

Und welche Zeiten hat dieser Journalist in seiner Heimat, dem kleinen Graubünden und der irtimen Hauptstadt des Freistaates, mit der Dr. Brügger in allen Fasern verbunden war, erlebt? Man hat ihre parteipolitischen Höhepunkt als «Kulturkampf» bezeichnet und damit auch noch abgetan. Jedenfalls gab es Jahre in langer Folge, die man nicht zu den guten Zeiten unserer Gemeinschaft zählen darf. Nicht die Teilung in Parteien und Gruppierungen macht diese Epoche zu einer schlechten. Übel wurde sie erst durch jene bittere Unduldsamkeit, durch jene makabren Verdächtigungen, die dem Andersgesinnten Sünde und Schande nachweisen möchten, damit er in seiner Geltung dahinfalle. Gerade diese Haltung konnte Andreas Brügger nicht teilen und nicht dulden. Er verwarf sie in Kommentaren, die gefragt und gesucht waren. Seine Gesinnung hat den Kampf des Gegners und — was wichtiger ist — die Krankheit der Zeitspanne überdauert. Sie wirkt nach zu Ehren desjenigen Zeitgenossen, der uns entrissen wurde, aber auch zum Nutzen der Gemeinschaft, der Dr. Brügger in so beispielhafter Weise gedient hat. Donat Cadruvi

## Pfarrer Dr. h. c. Peter Paul Cadonau

Als er nach 40jährigem Pfarramt in der Bündner Kirche anlässlich einer Pastoralkonferenz seinen Kollegen von seinen Erfahrungen erzählte, nannte Pfarrer Cadonau selber seine bäuerliche Herkunft eine «Kraft, die ihn mitgeprägt» habe. Geboren am 28. März 1891 in Waltersburg/Vuorz, wuchs er in einer bergbäuerlichen Familie auf, zusammen mit noch drei jüngeren Schwestern. In seinem zähen Arbeitswillen, auch in der tapferen, männlichen Art, wie er einmal als gut und wahr Erkanntes zu vertreten und verteidigen verstand, mag dieses bäuerliche Herkommen später sichtbar geworden sein.

Ein weiterer Hinweis zu seinem Herkommen: Sein Vater war Lehrer, und er setzte damit insofern eine Tradition fort, weil aus der Cadonau-Familie seit Jahrhunderten immer wieder führende Persönlichkeiten sich in den Dienst der Gemeinde gestellt haben. Man könnte da den Podestaten von Plurs Mitte des 17. Jahrhunderts nennen, Ulrich de Cadonau, oder den Landammann Johann de Cadonau, der die Gemeinde Waltersburg leitete, als sie 1734 sich von der politischen Herrschaft des Klosters Disentis löste. Oder es ließe sich auf Mistral Johann Jacob Cadonau hinweisen, der in der Wende



zum 19. Jahrhundert als Geisel der Österreicher eine Zeitlang, mit manchen anderen «Franzosenfreunden» Graubündens, in den Staatsgefängnissen von Innsbruck leiden mußte. Und schließlich erhält dieser Familienname einen ganz besonderen Klang, wenn man an den 1929 verstorbenen Wohltäter Anton Cadonau denkt, dessen Legate es erst ermöglicht haben, daß so manche Werke, die Pfr. P. P. Cadonau geschaffen, auch gedruckt werden konnten. Dieser Hinweis auf das Herkommen ist nicht ganz unwichtig, wird hier doch die Situation des Heimatdorfes sichtbar, welche den Verstorbenen auch mitprägte: Waltensburg/Vuorz war seit der Reformationszeit konfessionelle Enklave und sprachlich bis heute geschlossen romanisch.

1914 wurde Peter Paul Cadonau in Davos-Dorf in die evangelisch-rätische Synode aufgenommen und begann mit großem Eifer das Pfarramt in den Gemeinden von Luven und Flond. Als einer, der beim bekannten Lehrer Leonhard Ragaz das soziale Element in der christlichen Verkündigung zu sehen gelernt hatte, fühlte er sich nun auch ganz für die ihm Anvertrauten verantwortlich. Diese Verpflichtung führte dazu, daß er zu den Gründern des Konsumvereins Ilanz und Umgebung gehörte, den er einige Jahre leitete. Aber auch die vielfältigen Bemühungen um das

Kulturelle mögen hier ihre Wurzeln haben: Peter Paul Cadonau gehörte zu den Gründern der Sprachvereinigung Renania (1920). Er redigierte die bis heute erscheinende Wochenzeitung Casa Paterna in den ersten, schwierigsten Jahren. Er verfaßte Theaterstücke und religiöse Radiohörspiele. Er gab zusammen mit Tumasch Dolf eine Sammlung von profanen (1925) und religiösen Gemischtenchorliedern (1933) heraus.

Als einer, der zweimal in oberländer-romanischen Gemeinden als Pfarrer diente (in Luven/Flond bis 1924, in Trin von 1944—1954), und der durch 7jährigen Dienst in Ardez/Ftan auch Engadiner Verhältnisse kennengelernt hatte, war es ihm ein immer größeres Anliegen, den religiösen Unterricht in Schule und Haus durch neue Lehrmittel zu verbessern. Eine romanische Schulbibel, eine Kinderbibel, dann auch zusammen mit anderen Kollegen ein Andachtsbüchlein waren erste, feine Früchte solchen Strebens. In den dreißiger Jahren begannen die ersten Vorarbeiten einer neuen Übersetzung des Neuen Testaments. 1939 erschien das Matthäus-Evangelium. In der Folge erhielt Peter Paul Cadonau in Prof. Dr. Hercli Bertogg einen treuen Mitarbeiter, mit welchem er das vollendete Werk 1954 dem Volk übergeben konnte («Il niev Testament, ils psalms — nova versiun sursilvana»). Den Übersetzern verlieh die theologische Fakultät der Universität Basel den Dokortitel ehrenhalber. In einer überaus verdienstvollen Arbeit von Pfr. Dr. A. Frigg, St. Peter (Bündner Monatsblatt 1958) ist aufgewiesen worden, wie die Übersetzung Cadonau/Bertogg gänzlich neu erfolgen mußte, weil die aus der Reformationszeit stammende Übersetzung von Luci Gabriel (1648) sprachlich antiquiert war und sich immer mehr von der Alltagssprache entfernt hatte.

Bei dieser Arbeit schaute — wie man es von Luther weiß — P. P. Cadonau von neuem «dem Volk aufs Maul». Mit feinem sprachlichem Verständnis verkündete seine Übersetzung dem Volk in heutiger Sprache den Willen Gottes. Und dafür, ebenso

wie für die Herausgabe des romanischen Choralbuches (1946) wird das reformierte romanische Kirchenvolk der Sur- und Sutselva seinem «ser Paul» dankbar bleiben. Es folgte dann — in hohem Alter bereits — eine teilweise Übersetzung der geschichtlichen Bücher des Alten Testaments in Zusammenarbeit mit anderen Kollegen, durch Endredaktion von Pfr. M. Fontana, Felsberg, im Jahre 1967 ediert. Dies ist eine späte Frucht des ungeheuren Fleißes, welcher typisch war für P. P. Cadonau als romanischer Verkünder und Prediger.

Nachdem er sich so während 40 Jahren in den Dienst der Bündner Kirche gestellt hatte, war Pfarrer P. P. Cadonau als geistig-theologischer Leiter der «Gott-hilft»-Häuser von 1954—1968 in Seewis tätig. Da eröffnete sich ihm ein reiches Betätigungsfeld als Seelsorger, für welchen Dienst er schon früher ganz besonders begabt erschien. Seit den Jahren seines Pfarramtes in Thusis (1932—1944) und der seelsorgerlichen Betreuung der dortigen Spitalpatienten waren ihm Spitalbesuche ein immer wichtigeres Anliegen geworden. Mit großer Treue war er stets den Mühseligen und Beladenen, auch den Gebundenen, nachgegangen. Als überzeugter Anhänger der Abstinenz war Pfarrer Cadonau durch seinen Freund Pfarrer Thurneisen in der Blaukreuzbewegung tätig geworden, war auch viele Jahre Kantonalpräsident der Bündner Blaukreuzvereine. In diesem Dienst war er mit Vater Rupflin und dessen Werk bekannt geworden und setzte sich nunmehr während 14 Jahren in den Dienst der Betreuung der vielen Gäste, die in Seewis Stärkung für Leib und Seele suchten. Als Mitglied des Stiftungsrates «Gott-hilft» wurden seine Erfahrungen, seine klare christliche Einstellung und Tatkraft geschätzt.

Auch die Bündnerische Telephonseelsorge — eine neugegründete Institution — betreute er von Seewis aus manche Jahre und wurde so mit vielen Menschen zusammengeführt, denen er etwas bedeuten konnte. Und schließlich: Wenn festgehalten wird, daß Pfr. Cadonau in über 70 Gemeinden Graubündens und der

Deuschschweiz mehrtägige Evangelisationen durchgeführt hat, so mag dies wiederum auf seinen großen Einsatz hinweisen, der sich auch am Ende seines Lebens dadurch kundtat, daß Pfr. Cadonau hochbetagt, im Winter 1970/71, die Gemeinden von Waltensburg und Schnaus providierte.

Einsatz wofür? Gewiß nicht für sich selber oder sein Haus — Pfarrer Cadonau hatte in Maria Cadonau eine treubesorgte Lebensgefährtin,

die in ihrer stillen Art ihm, dem Vielbeschäftigten und wohl auch oft Angefochtenen, das Heim bot, dessen er bedurfte. Peter Paul Cadonau ist in allem, was er unternommen hat, «verbi divini minister» gewesen, «Diener am göttlichen Wort». Und wenn eine seiner letzten Publikationen die Überschrift trägt «Begegnungen mit Jesus», so zeigt dies sein Hauptanliegen. Die Autorität Jesu, der Führungsanspruch Gottes über

dem menschlichen Leben: Dies war zentrales Anliegen in Verkündigung und Leben dieses Bündner Prädikanten. Nach siebenwöchiger Krankheit ist er am 24. August im Spital in Ilanz verschieden.

Es bleibt die Dankbarkeit für das Leben dieses Menschen, dessen Wirken vielen zu einem Hinweis auf den lebendigen Gott wurde.

Martin Caveng

<p><b>NATURSTEIN IN GUTER FORM</b></p> <p><b>FÜR BAU UND GRABMAL</b></p>		<p><b>G. BIANCHI + CO</b></p> <p><b>BILDHAUEREI CHUR</b></p> <p><b>UNVERBINDLICHE BERATUNG</b></p>
--	--	--

Herren- und Kindersalon

Coiffeur *Oronzo*

**O. Donnicola**  
 Vazerolgasse 14  
 7000 Chur  
 Telefon 081 22 93 53

Russisch-Leder-Center Chur

**Reparaturen  
und Service**

**Garage „Bruno“**  
 Inh. B. Donnicola  
 Autoreparaturwerkstätte  
 Sägenstraße 56  
**7000 Chur**  
 Tel. (081) 22 65 39  
**Offizielle SAAB-  
Vertretung**